

Leseprobe aus:

Jens Bisky

Unser König



Jens Bisky

UNSER KÖNIG

Friedrich der Große
und seine Zeit - ein Lesebuch

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

INHALT

Unser König 9

JUGEND 19

Johann von Besser vermeldet Geburt und Taufe 52 – Johann Michael von Loen schildert den preußischen Hof im Jahr 1718 54 – Friedrich Wilhelm I. bestimmt das Erziehungsreglement 58 – Der Kronprinz bedichtet das Tabakskollegium 61 – Theodor Fontane über die Katte-Tragödie 62 – Der Kronprinz entwirft sein politisches Programm 94 – Elisabeth Christine schreibt aus Rheinsberg 98 – Johann Jakob Bielfeld erinnert an die glücklichen Rheinsberger Tage 99 – Der erste Brief Friedrichs an Voltaire 103 – Friedrich berichtet Voltaire aus Ostpreußen 107 – Heinrich von Podewils beobachtet die Versöhnung von Vater und Sohn 110

GLANZ 111

Johann Georg Ritter von Zimmermann über die Stimmung im Jahre 1740 150 – Johann Ulrich König beobachtet den neuen Herrscher 151 – Friedrich begründet seinen Einmarsch in Schlesien 159 – Marschall Belle-Isle besucht das preußische Feldlager 161 – August Wilhelm Schwicheldt charakterisiert den König 164 – Ein Zeitungsartikel über die Vollendung des Opernhauses 175 – Johann Friedrich Borchmann besucht eine Opernaufführung 177 – Friedrich sorgt

sich um die Heiratsangelegenheiten seiner Offiziere 178 – Joachim Christian Nettelbeck über die Kartoffeln in Kolberg 180 – Voltaire schreibt aus Potsdam 182 – Voltaire erschrickt 184 – Der Kammerherr von Lehndorff schildert das Hofleben und das Heraufziehen des Krieges 186

KRIEG 193

Graf Podewils fürchtet die Entschlossenheit des Königs 215 – Ulrich Bräker zieht in den Krieg und desertiert 218 – Der Kammerherr von Lehndorff bleibt in Berlin zurück 232 – Der junge Goethe ist «fritzisch» gesinnt 234 – Ewald von Kleist besingt die preußische Armee 238 – Johann Wilhelm Ludwig Gleim erfindet einen dichtenen Grenadier 240 – Der Thronfolger August Wilhelm macht einen Fehler und wird gedemütigt 243 – Der Kammerherr von Lehndorff flieht mit der Königin aus Berlin 247 – Spottverse nach dem Sieg von Roßbach 250 – Carl von Clausewitz besucht das Schlachtfeld von Roßbach 251 – Friedrich Nicolai über Begebenheiten nach der Schlacht von Leuthen 254 – Gotthold Ephraim Lessing tadelt den hitzigen Patriotismus 256 – Ein Zeitgenosse schildert den Schrecken von Kunersdorf 258 – Der Kammerherr von Lehndorff wartet unruhig auf Nachrichten vom Schlachtfeld 265 – Thomas Abbt preist den Tod fürs Vaterland 267 – Maria Theresia will Preußen niederzwingen 271 – Christian Fürchtegott Gellert wird vom König empfangen 275 – Friedrich Nicolai erzählt von der Heimkehr des Königs nach Berlin 280 – Goethe würdigt die Kriegsliteratur 283

ALTER 287

Justizrat von Nüßler bittet um königliche Hilfe 306 – Staatsminister von Derschau berichtet von einer allerhöchsten Beratung 309 – Fried-

rich Nicolai begeistert sich für den wohlthätigen König 315 – Johann Friedrich Reichardt über seinen Antrittsbesuch als Hofkapellmeister 319 – Der König füttert seine Hunde 326 – Der König hilft dem Müller Arnold 327 – Eine Revue vorm Alten Fritz 335 – Immanuel Kant proklamiert das Jahrhundert Friedrichs 338 – Friedrich August Ludwig von der Marwitz sieht Friedrich auf einem weißen Pferd 344 – Anton Friedrich Büsching charakterisiert den König und seinen Tagesablauf 347 – Ein Lexikon über den kleinen Gernegroß Friedrich 364 – Otto von Bismarck über das Beifallsbedürfnis der Könige 370 – Theodor Fontane bedichtet das Friedrich-Denkmal 374

Friedrich und kein Ende 377

Anmerkungen 385

Textnachweis 389

Literatur 393

Bildnachweis 398

Dank 399

UNSER KÖNIG

Im ersten Sommer der neuen deutschen Einheit sorgte Friedrich der Große wieder für Streit, obwohl er schon mehr als zweihundert Jahre tot war. Sein Sarg hatte bis 1943 in einer Gruft hinter dem Altar der Potsdamer Garnisonkirche neben dem Sarg seines Vaters, Friedrich Wilhelms I., gestanden. Adolf Hitler, der sich zu Propagandazwecken gern im Glanz der preußischen Geschichte sonnte, aber binnen kurzem alles zerstörte, was von Preußen bis dahin lebendig geblieben war, ließ auch den Königen keine Ruhe. 1943 befahl er, die sterblichen Überreste in das Hauptquartier Hermann Görings, des Oberbefehlshabers der Luftwaffe, in Wildpark bei Potsdam zu bringen. Das war nur die erste Station einer Irrfahrt. Zusammen mit anderen Schätzen wurden die Säрге in das Kalibergwerk Bernterode bei Heiligenstadt evakuiert, wo die Amerikaner während der Befreiung Thüringens sie fanden und nach Marburg abtransportierten. In der Elisabethkirche setzte man die Königssäрге bei. 1952 wurden sie auf die Burg Hohenzollern überführt, von wo sie 1991, da die Nachkriegszeit endgültig vorbei schien, heimkehren sollten. Der historische Sonderzug mit dem 1905 gebauten Kronprinzenwagen brauchte fünfzehn Stunden vom Bahnhof Hechingen, bis er am 17. August in Potsdam eintraf. Dort drohten, wie der «Spiegel» damals schrieb, «Riesenrummel und militärischer Mumpitz»¹:

Bundeswehroffiziere hielten Totenwache im Ehrenhof des Schlosses Sanssouci, Helmut Kohl nahm an der Beisetzung teil, als Privatperson, nicht als Bundeskanzler. Golo Mann nannte das eine «absolute Geschmacklosigkeit». Die «Aktion Sarg und Asche», wie Witzbolde die Rückkehr der Könige getauft hatten, polarisierte. Wer befürchtete, das neue Deutschland würde preußischer werden als die gute alte Bonner Republik, fand schlimmste Ahnungen bestätigt. Die Mehrzahl im Lande hielt Friedrich für eine bedeutende historische Gestalt, in Umfragen nach den «großen Deutschen» kam er nach Adenauer, Luther und Bismarck auf einen stolzen vierten Platz. Aber die meisten wollten ihn doch lieber im schwäbischen Abseits ruhen lassen oder wünschten, wenn es denn schon sein musste, eine Überführung in aller Stille.

Friedrich hätte gewiss gelacht über den Aufwand, den man mit seinem Sarg trieb in einer Zeit, da es Preußen nicht mehr gab und das von ihm eroberte Schlesien endgültig zu Polen gehörte. Aber niemand hätte sich im Umbruch der frühen neunziger Jahre wundern dürfen, dass über den großen Herrscher und seine Bedeutung wieder einmal gestritten wurde. Das war immer so gewesen: Wenn die Deutschen über ihr Selbstverständnis nachdachten, spielte auch Friedrich II. von Preußen eine Rolle. Kein anderer König ist ihnen als Person so nahe gerückt wie dieser. In den sechsundvierzig Jahren seiner Herrschaft hatte er Wert darauf gelegt, dass seine Untertanen sich direkt an ihn wenden konnten; persönlich entschied er über die Heiratsgesuche seiner Offiziere und begleitete diese gern mit sarkastischen oder frivolen Kommentaren; im Felde ließ er sich von den Soldaten duzen; auf Inspektionsreisen prunkte er mit seinem formidablen Gedächtnis für die Schicksale einfacher Leute und kleinste Einzelheiten. Friedrich war ein Monarch neuen Typs. Die Fortschritte des Verkehrs und der Technik erlaubten späteren Herrschern zweifelsohne häufigere Auftritte und ermöglichten eine weitere Verbreitung der Bilder von ihnen. Aber die

mittelalterlich kostümierte, pathetisch schlichte oder neuzeitlich pompöse Inszenierung der Majestät sorgte im Regelfall für Distanz. Friedrich dagegen war in seinen späten Regierungsjahren schon volkstümlich geworden, er wurde zur Legende im 19. Jahrhundert und zum Klischee im frühen 20.; so hatte sich noch keine Generation mit ihm gelangweilt.

Das Interesse an Friedrich II. war gewachsen in dem Maße, in dem Preußen die kleindeutsche Einigung vorangetrieben hatte. Nach und nach erschienen die Schriften und Briefe des Königs, Erinnerungen von Zeitgenossen und Biographien. Nachfolger und nachgeborene Generationen setzten sich zu ihm ins Verhältnis; jeder entwarf sein Friedrich-Bild. Friedrichs Leben bot dem Nachdenken abwechslungsreichen Stoff: Da war der hochbegabte Jüngling, der einen grausamen Konflikt mit seinem Vater auszustehen hatte; da war der Kronprinz, der sich – mehr unter Zwang denn aus Leidenschaft – in Verwaltungsfragen einarbeitete und bald darauf in Rheinsberg eine preußische Freundschaftsidylle in Szene setzte; und da war der junge Monarch, der Glanz nach Berlin und Potsdam brachte und die erste günstige Gelegenheit wahrnahm, sein Territorium zu vergrößern. Mit der glücklichen Eroberung Schlesiens war Kriegeruhm verbunden, der vornehmste, den ein Herrscher in Friedrichs Zeit erwerben konnte. Die neue Provinz musste mehrfach verteidigt werden. Im Siebenjährigen Krieg, den Friedrich mit dem ruchlosen Einfall in Sachsen eröffnete, gelangte Preußen, gelangte auch er an das Ende seiner Kräfte. Das Unglücksjahr 1759, gipfelnd in der Niederlage bei Kunersdorf, bezeichnet einen Wendepunkt in seinem Leben.

Ein Wunder schien es ihm wie den Zeitgenossen, dass er einer übermächtigen Koalition aus Feinden sieben Jahre standzuhalten vermochte. Am Ende hatte er nichts gewonnen, lediglich den Status quo ante zementiert. In den siebenundzwanzig letzten Jahren seiner Herrschaft war Friedrich bemüht, Preußens Stellung unter

den europäischen Großmächten zu festigen. Dies glückte und ermöglichte ihm in der ersten polnischen Teilung eine weitere Vergrößerung seiner Staaten. Er ging räuberisch vor wie 1740, aber diesmal ohne Blutvergießen und mit der Zustimmung Österreichs und Russlands, die vom Raub profitierten. Schließlich installierte er Preußen mit Hilfe des Fürstenbunds als norddeutsche, protestantische Schutzmacht. Wer immer die Landkarte Europas künftig verändern wollte, musste ein Auge darauf haben, wie man sich in Berlin dazu stellte.

Klammert man Schriften und Aussagen des Königs vorerst aus und blickt allein auf sein Handeln, sind kaum Anzeichen für das vielberedete «Königtum der Widersprüche» (Theodor Schieder) zu entdecken. Sichtbar wird im Rückblick vielmehr ein erstaunlich kohärentes Programm. Friedrich wollte seine Territorien sinnvoll vergrößern, weitgehende Unabhängigkeit vom Reich und dem Hause Habsburg gewinnen, uneingeschränkter Souverän einer starken Macht sein. Das ist ihm gelungen. In diesem Sinne besteht kein Gegensatz zwischen dem Überfall auf Schlesien und der Trockenlegung des Oderbruchs, zwischen Justizreform und der Ausplünderung Sachsens. All das diente der Macht des Hauses Brandenburg und dem souveränen Territorialstaat, zu dem Preußen allmählich wurde.

Um es so zu sehen, muss man sich allerdings von zwei Postulaten ehrwürdiger Tradition verabschieden. Am meisten in die Irre führt die nationale Deutung, führt die Frage, inwiefern und wann und wann nicht und mit welchem Erfolg Friedrich zum Wohl der deutschen Einigung gewirkt habe. Deutschland war für ihn in erster Linie ein geographischer Begriff. Auch hat er sich gelegentlich überlegt, wie die deutsche Sprache und Literatur dem überlegenen Niveau der französischen näher kommen könne. Er war nicht der Einzige seiner Zeit, den die Kulturkonkurrenz umtrieb. Ein Staat aller Deutschen aber, ein Nationalstaat, wie ihn die Franzosen in

ihren Revolutionskriegen nach 1789 erkämpften, lag außerhalb seines Horizonts, weil er auch außerhalb des im 18. Jahrhundert politisch Möglichen lag. Friedrich war kein Phantast. Insofern mussten sich selbst die größten borussischen Historiker in die Tasche lügen, wenn sie Friedrich als Vorkämpfer deutscher Einheit feierten. Solche Versuche zogen scharfe Polemiken auf sich. Ob nun Onno Klopp im Namen der Bismarck unterlegenen großdeutschen Partei, Franz Mehring für die Sozialdemokraten des Kaiserreichs, Werner Hegemann aus Zorn über gelehrte wie ungelehrte Kriecherei noch in der Weimarer Republik oder Rudolf Augstein nach der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs Friedrich den Prozess machte – sie alle führten schwungvoll vor Augen, dass Friedrich sich für Deutschland und die «deutsche Frage» nicht interessiert hatte. Diese stand zu seinen Lebzeiten nicht auf der Tagesordnung.

Andere überschätzen den Autor Friedrich, den «Philosophen von Sanssouci». Aber nicht seine Briefe, Gedichte und philosophischen Dialoge erklären ihn, so interessant sie sein mögen, sondern seine Taten. Bei jeder Zeile dieses wirkungsbewussten, seine Umwelt genau beobachtenden Menschen ist zu fragen, was er damit erreichen wollte. Er verfolgte einen Zweck, wenn er schrieb. Und sei es nur den, sich zu entspannen, so wie er es im Mai 1742 seinem Freund, dem Sohn eines venezianischen Kaufmanns, Francesco Algarotti, erläuterte: «Von allen Lebensweisen ist die des Studiums, glaube ich, die glücklichste, weil man lernt, sich selbst genug zu sein und Bücher, Dinte und Nachdenken lassen uns, in welchem Verhältnisse wir uns auch befinden, niemals zu Schanden werden. Sobald der Krieg beendet sein wird, werden Sie mich als Philosoph sehn und dem Studium mehr ergeben, als jemals.»² Das klingt suggestiv. Der König schreibt aus dem Feldlager des ersten Krieges um Schlesien, wenige Tage zuvor hatten die Österreicher bei Chotusitz eine Niederlage einstecken

müssen. Der eroberungslustige Monarch wollte dem Italiener vor allem ein Kompliment dafür machen, dass er sich so intensiv den Wissenschaften widmete, und ihn einladen, um im Feldlager einen Gesprächspartner zu haben.

Das philosophische Gespräch diente dem König zur Erholung, zur Schulung und Selbstverständigung, zum Training der Geisteskräfte, hauptsächlich aber zur Geselligkeit. Die Philosophiegeschichte des 18. Jahrhunderts kann getrost geschrieben werden, ohne seine Meinungen und Abhandlungen zu berücksichtigen. Immerhin – und dies hebt ihn über Dutzende Regenten seiner Zeit – hatte er verstanden, dass man als Monarch im «Siècle des Lumières» gut daran tat, auf die Philosophen zu achten und sich mit ihnen ins Benehmen zu setzen. Sie wurden zunehmend eine Macht. Es konnte sich rächen, sie zu missachten; wie viel besser, wenn man sie auf seine Seite zu ziehen verstand.

In einem Punkt war Friedrich ein Autor von besonderem Gespür und hoher Intelligenz: Er schrieb sich, um es lax zu sagen, seine Stellenbeschreibung selbst, erfand das König-Sein um die Mitte des 18. Jahrhunderts neu. Seine Freundschaft zu Voltaire, dem damals hellsten und erfolgreichsten Kopf Europas, trug dazu bei, aber sie war nicht das Entscheidende – so wenig, wie das Testament seines Vaters oder naturrechtliche Theorien, über die damals viel diskutiert wurde. All das spielte eine Rolle und muss herangezogen werden, um ein adäquates Bild zu gewinnen. Den Ausschlag jedoch gab Friedrichs Wille, Autor, Urheber und Souverän seines Wirkens als Monarch zu werden. Er verfasste gleichsam ein Drehbuch für seine Regentenjahre. Oft fehlten darin Seiten, und er musste improvisieren; oft konnte Geplantes nicht realisiert werden, musste von vorne begonnen, ein liegengebliebener Handlungsfaden an anderer Stelle wiederaufgenommen werden. Mal wechselten die Dekorationen überraschend, mal schienen sie keinen Platz für Neues machen zu wollen. Gunst

und Ungunst der Umstände besaßen großen, nur unter Mühen zu parierenden Einfluss. Aber Friedrich überließ sein Glück so wenig dem Zufall wie der Tradition oder der Theorie.

Was ist ein König? Welche Möglichkeiten eröffnen sich einem König heute? Welche Art König will ich sein? Dass er sich diese Fragen vorlegte und auch beantwortete, begründet Größe und Schrecken seiner Herrschaft. Weil er, den Geboten und Angeboten der Aufklärung folgend, sich als König selbst erfand, verwarf er Überkommenes, Althergebrachtes, stellte sich regelmäßig gegen Zeremonielles und Formalitäten, wenn diese – geronnene Überlieferung – seinen Absichten nicht dienlich oder bloß lästig schienen. Das verleiht seinem Handeln auf verschiedensten Gebieten einen gemeinsamen Zug. Parteigänger der Aufklärung haben ihn dafür gepriesen, romantische Verteidiger des Alten hatten immer ihre liebe Not mit ihm. Unmittelbar nach der Französischen Revolution haben sie den Feind der Rituale, Zeremonien und Bräuche verdammt. Bis heute können sich Konservative nur unter Verbiegungen auf Friedrich berufen.

Sein Vater, der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., hatte bereits mit den Konventionen des Hofzeremoniells gebrochen und bei Regierungsantritt verkündet: «Mein Vater fand Freude an prächtigen Gebäuden, großen Mengen Juwelen, Silber, Gold und Möbeln und äußerlicher Magnifizenz – erlauben Sie, daß ich auch mein Vergnügen habe, das hauptsächlich in einer Menge guter Truppen besteht.»³ So konnten, wie der zu Unrecht unterschätzte Aufklärer Christian Garve zusammenfasste, nur noch «drey Arten der Formalitäten» Friedrich belästigen oder «bey seinen Entwürfen einschränken», als er seine Regierung antrat: die am Hofe, die an den Gerichtshöfen, die bei der Führung der öffentlichen Geschäfte und den Unterhandlungen mit anderen Staaten.⁴ Auf diesen Gebieten hat Friedrich Neues unternommen, ist bei Gewohnheit und Regel nicht stehen geblieben.

Zahlreiche Beispiele belegen seine Missachtung des Herkommens wie der Formalitäten, das Unkonventionelle seiner Regieart: So wie er dem zeremoniellen Hofleben abgeneigt war und einige Meisterschaft darin erwarb, Erwartungen zu enttäuschen, so legte er auch wenig Wert auf den komplizierten Mechanismus des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Seine deutsche Rechtschreibung war nicht nur äußerst fehlerhaft, sie interessierte ihn nicht, er schrieb die Wörter deshalb auf verschiedene Weise falsch. Nur im Französischen ließ er sich helfen. Berühmt ist seine Vernachlässigung der eigenen Kleidung, auf deren Reinlichkeit er nicht achtete. Er musste es auch nicht, dafür hatte er Personal. Wenn seine Uniformjacke dennoch von Tabakresten und anderem verdreckt war, konnte dies nur als Zeichen der Gleichgültigkeit gegenüber den Formen des gesellschaftlichen Umgangs und des Urteils der Welt verstanden werden. Er war so frei. Er nahm sich ab und an sogar die Freiheit, sich an Formen zu halten, Erwartungen zu erfüllen, die ihm vom Zeremoniell zugedachte Rolle zu spielen. Der große Schriftsteller und Lebenskünstler Giacomo Casanova hat ihn dabei im Juli 1764 beobachtet: «Zu jener Zeit machte Friedrichs Schwester, die Herzogin von Braunschweig, dem König einen Besuch; sie wurde von ihrer Tochter begleitet, die im folgenden Jahre den Kronprinzen heiratete. Aus diesem Anlaß kam der König nach Berlin und ließ auf seiner kleinen Bühne in Charlottenburg eine italienische Oper aufführen. Ich sah an diesem Tage den König von Preußen höfisch gekleidet in einem Rock von Glanzseide, der an allen Nähten mit Goldborten besetzt war, und in schwarz-seidenen Strümpfen. Seine Erscheinung war geradezu komisch. Den Hut unterm Arm betrat er den Saal, seine Schwester an der Hand führend. Alle Zuschauer betrachteten ihn mit dem größten Erstaunen; denn nur alte Leute konnten sich erinnern, ihn ohne seinen Uniformrock und seine Stiefel gesehen zu haben.»⁵

Wieder hatte es der König geschafft, von sich reden zu machen: Erst teilte jeder mit, dass er tatsächlich nur im abgenutzten Uniformrock herumlaufe, nun konnte die Ausnahme berichtet werden. Der Anlass rechtfertigte die Förmlichkeit – schließlich ging es um Familienbande und nebenher auch um das künftige Schicksal der Dynastie. Dafür konnte man schon einmal schwarzseidene Strümpfe anziehen. Wie wichtig es ihm mit der Zukunft des Hauses Brandenburg tatsächlich war, offenbart sein Wunsch, in aller Stille und abgeschieden begraben zu werden – als sei die Beerdigung des Herrschers nicht einer der großen, zeremoniell und zur Legitimation wesentlichen Augenblicke beim ohnehin oft prekären Übergang zum neuen König. Daher hat sich sein Nachfolger auch mit guten Gründen nicht an die ungehörige Verfügung gehalten. Wusste Friedrich, der eine Geschichte des Hauses Brandenburg geschrieben hat, wirklich nicht um die Unmöglichkeit seiner Bestattung als Philosoph?

Wer es leid ist, den König, der das Staunen seines Jahrhunderts war, auf eine Formel zu bringen, ist eingeladen, in der folgenden Textauswahl Dokumente und Geschichten von und über Friedrich nachzulesen. Diese Auswahl soll weder der Glorifizierung noch der Verdammung dienen. Sie soll historische Neugier mal wecken, mal stillen. Sie verfolgt nicht die Absicht, Legenden zu dekonstruieren, wohl aber, sie ins rechte Licht zu stellen. Für einen Prozess gegen den Preußenkönig ist es längst zu spät, über ein Verfahren zu seiner Seligsprechung hätte er nur gespottet. Die Zahl der Texte hätte sich leicht verzehnfachen lassen, die Literatur zu Friedrich ist von beängstigendem Umfang; man kann ein Leben mit ihrem Studium verbringen. Die Auswahl lässt charakteristische Stimmen zu Wort kommen, rühmende, kritische und abwägende. Weil es so viel über ihn zu sagen gibt, weil er immer wieder Kontroversen auslöst, ist er «unser König»: der umstrittenste Monarch der deutschen Geschichte, Vorbild und

Schreckbild. Keiner der Versuche, ihn ganz zu historisieren, ihn als einen «normalen» Herrscher des 18. Jahrhunderts erscheinen zu lassen, hat bisher die Faszination auslöschen können, die von seiner Person, seiner Zeit und den Legenden über ihn ausgeht.